

Peter Meisenberg, Jahrgang 1948, studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik. Er lebt als freier Autor in Köln.

PETER MEISENBERG

Löhr sieht rot

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Gunter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: Peter Meisenberg
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-718-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

1

Sie war eine Erscheinung. Und sie musste zum ersten Mal hier sein. Löhr erkannte es an den Blicken der Stammgäste, die ihr auf ihrem Gang zum Tresen folgten wie einer exotischen Jagdbeute. Salvatore blieb zwischen zwei Zügen aus seiner Zigarette der Mund offen stehen, Löhr zählte durch den langsam herausquellenden Rauch hindurch seine schwarzen Zahnstümpfe. Es waren vier. Federico führte die Bewegung, die seine Espressotasse zum Mund führen sollte, nicht zu Ende. Die Tasse blieb auf halber Strecke in der Luft stehen, leicht zitternd wegen Federicos Tremor.

Es war elf Uhr morgens, und bis auf Löhr saßen nur alte Männer im »Café Zero«. Der einzig junge war Andrea, der zwanzigjährige Sohn des Cafésbesitzers. Er stand heute hinterm Tresen, und als die Frau, sie war vielleicht Mitte dreißig oder Anfang vierzig, ihn auf Italienisch fragte, ob sie mal die Toilette benutzen dürfte – *»posso usare i suoi servizi?«* –, fiel ihm keine Antwort ein, weil seine ganze Aufmerksamkeit von ihrem Dekolleté in Anspruch genommen wurde.

Als Andrea schließlich geistesabwesend nickte, war sie schon auf dem Weg in den hinteren Teil des Cafés. Sie hatte es ganz offensichtlich eilig, blickte sich aber, nachdem sie die Toilettentür gesehen hatte und darauf zuging, noch einmal um. Löhr, der wie alle anderen im Café der dunkelhaarigen Schönen mit dem stolzen Gang nachschaute, glaubte, so etwas wie gehetzte Wachsamkeit, vielleicht sogar einen Anflug von Panik in ihrem Blick zu erkennen. Doch in dem Moment, in dem sie in der Toilette verschwand und er seine durch ihren Auftritt unterbrochene Zeitungslektüre fortsetzte, hatte er die Beobachtung auch schon wieder vergessen.

Bis eine Minute später der erste der beiden Typen auftauchte.

Löhr wurde auf ihn aufmerksam, weil er beim Betreten des Cafés seine Zeitung streifte. Löhr ließ die Zeitung kurz sinken und sah, dass der Typ jemanden suchte. Das wäre nichts Besonderes gewesen, wenn der Mann ein Gast wie alle anderen im Café Zero gewesen wäre. Doch die Gäste im Zero trugen normalerweise keine Kanone im Hosenbund. Der feiste Typ mit dem teigigen Gesicht der Nachtmenschen aber gab sich noch nicht einmal besondere Mühe, sie unter seiner beigen Rentner-Windjacke zu verbergen. Im Gegenteil, er hatte den Reißverschluss seiner Jacke geöffnet, und seine rechte Hand umfasste ganz offensichtlich den Griff seiner darunter verborgenen Waffe. Er ging zwei Schritte ins Café hinein, registrierte mit einem leichten Schwenk seines Kopfes Löhr, die alten Männer auf der Fensterbank und Andrea hinterm Tresen, dann richtete sich sein Blick in den hinteren Teil des Ladens. Da erst fiel Löhr die schöne Frau wieder ein, die dort in der Toilette verschwunden war.

Er faltete sorgfältig seine Zeitung zusammen und legte sie auf den Tisch vor sich. Da der Tisch gleich neben der Tür stand, bemerkte er aus den Augenwinkeln den zweiten Typ. Der war vom gleichen Kaliber wie der drinnen, ein bleicher Mittdreißiger mit zurückgegeltem dunklem Haar. Statt einer Windjacke trug er trotz der sommerlichen Temperatur einen zugeknöpften, halbblangen schwarzen Ledermantel. Vermutlich, weil auch er eine Kanone darunter verbarg. Er machte keine Anstalten, das Café zu betreten, hatte sich davor aufgebaut, offenbar als eine Art Rückendeckung für den ersten Kerl, der jetzt ohne Hast in den hinteren Teil des Cafés ging, sich den Toiletten näherte und dabei tatsächlich seine Kanone aus dem Hosenbund unter seiner Jacke zog, eine wuchtige Neun-Millimeter-Pistole einer Bauart, die Löhr nicht kannte.

Löhr stand langsam auf. Was auch immer jetzt hier passieren würde, er hegte nicht die Absicht, es als bloßer Zuschauer zu erleben. Nicht weil er ein Bulle war. Sondern weil das Café Zero zu so etwas wie seiner neuen Heimat geworden war, seitdem die »Germaniaschänke« vor einem Jahr dichtgemacht und er das zum Anlass genommen hatte, mal eine Weile auf Kölsch zu

verzichten und stattdessen Espresso, Wasser und ab und zu ein Glas Wein zu trinken. Und an den Orten, die Löhr zu seiner Heimat erklärt hatte, ließ er nicht zu, dass sich einer deplatziert benahm. Und zu deplatziertem Benehmen zählte Löhr, einer Dame vor der Toilette aufzulauern. Beiläufig näherte er sich der Theke so, dass der Typ vor der Toilettentür, der ihn natürlich sehen konnte, keinen Verdacht schöpfte.

Der rappelte an der Klinke. Die Tür ging nicht auf. Der Typ trat einen Schritt zurück, schaute sich vergewissernd nach draußen zu seiner Rückendeckung. Der Ledermantel vor der Tür nickte kaum merklich. Löhr war klar, dass er in wenigen Sekunden seinen Auftritt haben würde. Er wusste nur noch nicht, wie er diesen Auftritt gestalten sollte. Auf jeden Fall nicht mit seiner eigenen Pistole. Die lag in der obersten Schublade des Flurschranks in seiner Wohnung.

»Kann man durch die Klofenster in den Hof?«, flüsterte Löhr Andrea hinter der Theke zu, der gedankenverloren Grappaglaser polierte und von der ganzen Situation nichts mitbekommen hatte.

»Waas?«, antwortete Andrea.

Das Krachen der Damenklotür beendete das Gespräch. Löhr sah, wie der feiste Typ in der Windjacke mit der Schulter voran durch die Türfüllung brach und in der Toilette verschwand. Im gleichen Augenblick hörte man das Geräusch splitternden Glases. Andrea ließ vor Schreck das Grappaglas fallen. Die italienische Rentner-Besatzung des Café Zero erhob sich wie ein Mann von den Stühlen und startete in Richtung des Lärms. Löhr war mit drei großen Schritten im Damenklo.

Dort hatte die dunkelhaarige Schöne offenbar auf den hereinstürmenden Feisten gewartet und ihm den Klospiegel über den Schädel gezogen; der Typ war zu Boden gegangen und lag mit dem Gesicht nach unten auf den Fliesen, den blutenden Kopf umrahmt von einer Corona aus Spiegelsplittern, beide Arme von sich gestreckt. Er sah aus wie die Figur auf einem Heiligenbild. Was ihn von einem Heiligen unterschied, war die Neun-Millimeter-Kanone, die seine Rechte immer noch umklammert hielt. Schwer atmend, die langen Haare vorm Gesicht,

stand die Frau über ihm, hielt den verchromten Rahmen des Spiegels noch in den Händen. Doch in dem Augenblick, in dem Löhr im Türrahmen erschien, hatte sie sich offenbar zur Flucht entschlossen, ließ den Rahmen fallen, sprang nach vorn und prallte mit Löhr zusammen. Er verlor das Gleichgewicht, kippte zur Seite, ging zu Boden, die Frau mit ihm, sodass sie auf ihm lag. Löhr spürte ihr Gewicht auf sich und ihren keuchenden Atem in seinem Gesicht und roch durch ihr Parfüm hindurch ihren Schweiß. Beides, der weiche Körper und die überwältigende Geruchskombination, weckten augenblicklich seine Begierde.

In dem Augenblick, in dem die Frau sich von ihm erhob und wieder auf die Beine kam, stand der Typ mit dem schwarzen Ledermantel im Rahmen der Klotür. In der Hand hielt er eine doppelläufige abgesägte Schrotflinte, deren Mündungen sich abwechselnd auf die Stirn der Frau und auf Löhrs Kopf richteten.

»Wo ist es? Gib es mir, und du kannst gehen.«

Der Typ sprach ruhig, mit einem rauhen, leicht gutturalen italienischen Akzent. Seine Miene blieb dabei ausdruckslos. Die Frau starrte zurück, mit ähnlich ausdrucksloser Miene, breitbeinig über Löhr stehend. Der fand es in dieser Situation irgendwie unpassend, sich vom Boden zu erheben. Sein Blick wanderte vom Finger des Mannes am Abzug der Flinte hin zu dem Kerl in der Rentner-Windjacke. Der lag immer noch ein paar Handbreit von ihm entfernt mit dem Gesicht auf den Klofliesen. Langsam aber kam Leben in seinen Körper zurück. Löhr bemerkte ein Zucken in seinen Schultern. Wenn er es statt mit zweien mit einem Gegner zu tun haben wollte, war jetzt die letzte Gelegenheit.

Er trat mit voller Kraft gegen das linke Knie des Ledermantel-Mannes, wuchtete sich gleichzeitig und ohne auf dessen Reaktion zu warten hoch, schmiss sich auf den feisten Kerl neben sich, riss ihm die Pistole aus der Hand, zielte in Richtung des Mannes mit der Schrotflinte und drückte ab. Er hatte richtig spekuliert. Die Waffe war durchgeladen gewesen. Die Energie des aufprallenden Geschosses warf den Mann in den Hinterraum des Cafés, er krachte mit dem Kreuz auf den Boden, aus seiner Flinte löste sich ein Schuss, doch die Schrotladung prasselte bloß in die Holzdecke. Löhr sprang auf den am Boden Liegenden zu,

die Pistole auf seinen Kopf gerichtet. Sie sahen sich in die Augen. Der Mann atmete flach, das Projektil hatte ihn in die Brust getroffen und wahrscheinlich einen Teil seiner Lunge und die wichtigsten Herzkranzgefäße zerstört. In zwei Minuten würde er verblutet sein.

»Es wird dir kein Glück bringen«, sagte er.

»Was?«, fragte Löhr.

Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie sich die Frau hinter ihm in Bewegung setzte, er spürte sie in seinem Rücken, spürte eine leichte Berührung, und dann sah er, wie sie barfuß, ihre Schuhe in der Hand, aus dem Café rannte.

Löhr wiederholte seine Frage: »Was? Was bringt mir kein Glück?«

Doch der Mann am Boden war zu müde, um darauf zu antworten. Seine Augenlider schlossen sich langsam.

2

Als Löhr wieder zu sich kam, erkannte er über sich das verschwommene Gesicht von Andrea, dem Barmann, daneben tauchte ein anderes, ebenso verschwommenes Gesicht auf. Es musste der Notarzt sein, denn die zu dem Gesicht gehörende Stimme fragte ihn blechern und wie von weit her, wie er heiße, ob er wisse, welcher Tag sei und wo er sich befinde.

Während Löhr die Fragen beantwortete, wurde er mehr und mehr seiner Stimme und auch seiner anderen Sinne wieder mächtig. Die Gesichter über ihm gewannen Kontur, und die Erinnerung an das, was in und vor der Toilette des Café Zero geschehen war, kam zurück. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem der vor ihm auf dem Boden liegende Mann im schwarzen Ledermantel langsam die Augen schloss.

»Was ist passiert?«, fragte er, wollte sich gleichzeitig aufrichten, doch ein sanfter Druck des Notarztes gegen seine Schulter hielt ihn zurück.

»Ruhen Sie sich aus. Sie haben ziemlich was abgekriegt und waren mehr als eine Viertelstunde nicht bei Bewusstsein.«

»Abgekriegt? Was abgekriegt?«

»Der Typ hat dir voll einen Stuhl über den Schädel gezogen«, sagte Andrea. »Und dann hat er dir deine Pistole abgenommen und wollte auf dich schießen, aber da kam von draußen schon der erste Bulle ins Café.«

»Und weiter?«

»Er ist abgehauen.«

»Einfach so?«

»Riesenballerei, Mann! Der hat wie Rambo um sich geschossen.«

»Zwei Streifenbeamten sind verletzt«, sagte der Notarzt, sein Kinn deutete nach draußen. Durchs Fenster sah Löhr ein Meer von Blaulichtern flackern, direkt vor der Tür des Zero standen zwei Notarztwagen.

»Scheiße«, sagte Löhr und richtete sich jetzt auf, den sanften Druck des Arztes überwindend. Sie hatten ihn auf die Fensterbank gelegt, auf der vor einer halben Stunde noch die Rentner an ihren Espressotassen nuckelten. Von denen war jetzt nichts mehr zu sehen. Das Innere des Café Zero hatte sich in einen Tatort verwandelt, wie Löhr ihn Dutzende Mal in seiner Zeit bei der Mordkommission erlebt hatte. Die Eingangstür war mit rot-weißem Absperrband blockiert, überall im ganzen Lokal waren Leute von der Spurensicherung in hellgrünen Overalls bei der Arbeit, zwei von ihnen sichteten und beschrifteten Einschusslöcher im Türrahmen und in der linken Wand und markierten die Patronenhülsen auf dem Boden. Im hinteren Raum erkannte Löhr einen Gerichtsmediziner, der sich über die Leiche des Mannes im Ledermantel beugte, neben ihm hockte Löhrs früherer Kollege aus dem Morddezernat, Rudi Esser.

Ausgerechnet Esser. Esser, mit dem er sich jahrelang ein Büro geteilt hatte, der seine Dienstabwesenheiten und seine sonstigen Fehler kaschiert hatte, wofür Löhr ihm bei seiner Frau Deckung gab, wenn Esser was am Laufen hatte. Und da Esser häufig was am Laufen und Löhr meistens Wichtigeres zu tun hatte, als Bürozeiten abzusetzen, Verfahrensregeln und Dienst-

vorschriften einzuhalten, waren sie einmal ein ganz ordentliches Team gewesen. Bis Löhr dann ins Einbruchsdezernat strafversetzt wurde und mehr und mehr aus dem Fahrwasser driftete, in dem normale Polizeikarrieren zu laufen pflegen. Danach hatte sich ihr Verhältnis deutlich abgekühlt. Eigentlich, das wurde Löhr mit einem Blick auf dessen lindgrünes Hemd noch einmal klar, war Esser immer schon der Inbegriff eines schlecht und viel zu bunt gekleideten bornierten Spießers voller Ressentiments gewesen.

Löhr hatte sich aufgesetzt, die Hände neben sich auf die Fensterbank aufgestützt. Er drehte den Kopf nach rechts und nach links, beugte ihn nach vorne und nach hinten. Ihm war, als wabere ein riesiger blauer Fleck in seinem Schädelinneren. Jedes Mal, wenn er an die Schädelwände stieß, durchzuckte ihn ein greller weißer Schmerz. Er richtete sich auf und prüfte, ob er auch auf zwei Beinen stehen konnte. Irgendwie ging es. Die nächste Aufgabe war, wieder gehen zu lernen.

»Machen Sie es nicht!«, sagte der Notarzt, der ihn besorgt beobachtete. Jetzt erst fiel Löhr auf, dass der Mann noch keine dreißig war und mit seinen roten Backen wie ein Junge vom Land aussah.

»Geht schon«, sagte Löhr. Er tat einen Schritt zur Theke des Zero hin, dann noch einen. Bei jedem Schritt bohrte sich ein zentimeterdicker Zimmermannsnagel vom Halswirbel in seinen Kopf hinein.

»Sie haben ein Schädel-Hirn-Trauma. Mindestens eine schwere Gehirnerschütterung«, sagte der rotbackige Arzt. »Wir müssen das röntgen.«

Löhr betastete seinen Kopf. Man hatte ihn mit einem dick gepolsterten Verband versorgt. »Ja, machen wir«, antwortete er. »Ich bin gleich wieder da.«

»Mann, Jakob!« Esser musterte Löhr wie ein Schuldirektor einen dauerrenitenten Versager bei der allerletzten Verwarnung vor dem Schulverweis.

»Hast du schon eine Ahnung, wer er ist?« Löhr deutete auf die Leiche des Mannes im Ledermantel, die der Gerichtsmediziner, ein grauer, verbrauchter Typ, gerade auf den Bauch drehte. Das

Projektil war unterhalb der Rippen ausgetreten und hatte beim Austritt ein ziemliches Loch im Rücken hinterlassen. Der Mann hatte tatsächlich keine Chance mehr gehabt.

Esser deutete auf ein Häufchen, bestehend aus einem Päckchen Zigaretten, einem Feuerzeug, einem Autoschlüssel und einem halben Dutzend großkalibriger Schrotpatronen, alles jeweils in eine Beweismitteltüte gepackt. »Mehr hatte er nicht dabei.«

»Klar.« Löhr nickte, was mit einem höllischen Schmerz bestraft wurde.

»Wie ›klar?‹ Eine senkrechte Falte des Unwillens bildete sich auf Essers Stirn. Er erhob sich aus der Hocke und sah Löhr an.

»Das waren Profis«, sagte Löhr.

»Aha, du kennst dich ja aus«, sagte Esser abfällig. »Wo ist eigentlich deine Waffe?«

»Zu Hause«, sagte Löhr.

An der Tür wartete der rotbackige Arzt auf ihn. »Ich hab für Sie einen Krankenwagen bestellt und fahr mit Ihnen ins Krankenhaus.«

»Einverstanden«, sagte Löhr. Er hob das Absperrband hoch und trat ins Freie. Vor dem Zero hatte sich zwischen dem bereits wartenden Krankenwagen und den kreuz und quer abgestellten Polizeiautos eine Menschenmenge versammelt, darunter die Alten, die eben noch drinnen gesessen hatten, aber auch andere Stammgäste. Hubert Lantos, einer von ihnen, sprach Löhr an. Er war seit einiger Zeit Löhrs Schachpartner im Zero, fast so etwas wie ein Freund.

»Was ist passiert, Jakob?«

»Kannst du heut Abend im »Express« lesen. Ich muss jetzt ins Krankenhaus.«

»Ging's um 'ne Frau?«

Löhr sah Lantos an. Der schien seine Frage zu bereuen, wickelte Löhrs Blick aus und murmelte etwas Unverständliches.

3

»Mir ist das immer noch nicht ganz klar, Löhr. Der Mann hatte eine Waffe, Sie waren unbewaffnet. Eigentlich hatten Sie keine Chance ...« Durch seine dicke randlose Brille fixierte Paluchowski Löhr, als wolle er ihn bei nächster Gelegenheit mit seiner höckrigen Nase aufspießen. Sie kannten und hassten sich seit Jahren. Wann immer sich für den ewig im gleichen blauen Anzug auftauchenden Staatsanwalt mit dem fahlen Vogelgesicht die Gelegenheit ergab, bereitete er Löhr Schwierigkeiten. Zuletzt die, dass er für dessen Strafversetzung gesorgt hatte.

»Natürlich hatte ich eine Chance. Sonst säße ich jetzt ja wohl nicht hier.« Löhr wandte seinen Blick von Paluchowski ab und suchte Augenkontakt mit Schumacher, dem Dienststellenleiter des KK11, und mit Esser, in dessen Büro die Befragung stattfand und der offensichtlich die Mordkommission im Fall Sofia Fava leitete. Beide blickten zu Boden.

»Ja, das stimmt«, entgegnete Paluchowski. »Sie haben Ihre Chance genutzt. Aber die Entschlossenheit und vor allem die Brutalität, mit der Sie das getan haben, wirft doch wieder die Frage nach dem Warum auf.«

»Wenn ich es nicht entschlossen und, wie Sie sagen, ›brutal‹ getan hätte, hätte ich meine Chance verpasst.«

»Ich wusste übrigens gar nicht, dass du so gut mit Waffen umgehen kannst, Jakob. Früher war das doch mal ganz anders ...« Offensichtlich war auch Schumacher nicht gerade auf Löhrs Seite.

»Früher war so vieles anders«, sagte Löhr kühl. Unter dem Einfluss eines Dutzends Schmerztabletten hielten sich seine Kopfschmerzen inzwischen in Grenzen. Obwohl er für eine Woche krankgeschrieben war, hatte Paluchowski auf seiner Befragung bestanden. Dass er sich als zuständiger Staatsanwalt so früh in Essers Ermittlungen eingeschaltet hatte, hing mit der Schwere des Falls zusammen, aber sicher auch damit, dass Löhr darin verwickelt war.

»Zynismus ist hier völlig unangebracht«, zischte Paluchowski. »Und um mich ganz klar auszudrücken, Löhr: Es geht um die Frage Ihres Motivs in diesem Fall.«

»Moment«, sagte Löhr. »Werde ich jetzt hier als Zeuge oder als Beschuldigter vernommen?« Er sah dabei Esser an, denn der leitete die polizeilichen Ermittlungen, und zwar unabhängig von der Staatsanwaltschaft und damit von Paluchowski.

»Als Zeuge selbstverständlich«, murmelte Esser. »Nach dem, was die anderen Zeugen aussagen, müssen wir in deinem Fall von einer Notwehrsituation ausgehen.«

»Müssen?«, fragte Löhr ungläubig. Essers Bemerkung wirkte wie ein Schlag in die Magengrube. Jetzt wusste er, dass von niemandem in dieser Runde auch nur die geringste Hilfe zu erwarten war. Auch nicht von seinem früheren Kollegen und Freund. So klar wie bisher noch nie wurde sich Löhr bewusst, wie weit er sich von seinem bisherigen beruflichen Milieu entfernt hatte.

»Vorläufig! Vorläufig gehen wir noch von einer Notwehrsituation aus. Und deswegen ist dies vorläufig noch eine Zeugenbefragung«, sagte Paluchowski. »Denn wir sollten doch erst einmal klären, was Sie dazu veranlasst hat, sich mit solcher – wie gesagt – Entschlossenheit und Brutalität in etwas einzumischen, das Sie doch eigentlich gar nichts angeht.«

»Ach? Und Sie? Sie gucken einfach zu, wenn ein Kerl in einem Café mit einer Pistole eine Frau bedroht?«

»Natürlich nicht. Jedenfalls nicht, wenn ich die Frau kenne. – Kennen Sie die Frau, Löhr?«

»Nein.« Löhr zwang sich, dem hässlichen Vogel in seine kleinen blauen Augen zu sehen.

Darauf herrschte sekundenlanges Schweigen. Paluchowski schaute zu Schumacher und Esser hinüber. Doch die senkten ihren Blick. Offenbar wollten sie ihm in seinem Verdacht, Löhr sei von vornherein durch die Bekanntschaft mit der Frau in die Geschichte verwickelt gewesen, nicht folgen. Noch nicht folgen. Wenigstens so fair waren sie immerhin. Es war zu durchsichtig, dass Paluchowski hier eine Chance witterte, Löhr endgültig abzuservieren. In Löhr keimte eine Ahnung, dass diese Chance gar nicht so gering war. Denn wie sollte er das Gegenteil beweisen, dass er die Frau *nicht* kannte? Er musste auf der Hut sein.

»Gut, Löhr.« Paluchowski straffte sich. »Ihre Aussage nehmen

die Kollegen zu Protokoll. Ich muss Ihnen aber sagen, dass ich Ihnen in diesem letzten Punkt nicht glaube. Der Tathergang bietet Anlass für die Annahme, dass Sie die Frau doch kennen und es damit persönliche Motive für Ihr Handeln gibt. Deswegen eröffne ich ein Untersuchungsverfahren gegen Sie. Die Konsequenzen sind Ihnen bekannt? Sie sind ab sofort vom Dienst suspendiert, geben Ihre Waffe und Ihren Dienstausweis ab und halten sich bis auf Weiteres zur Verfügung.«

Schon auf der Hinfahrt zum Polizeipräsidium in Kalk hatte Löhr das Gefühl gehabt, verfolgt und beobachtet zu werden. Weil er aber mit leichter Verspätung zu seiner Vernehmung kam, hatte er sich nicht weiter darum gekümmert. Jetzt, auf dem Rückweg, wo ihn das gleiche Gefühl beschlich und er Zeit genug hatte, nutzte er die nächste Gelegenheit, um sich unauffällig zu vergewissern. Wie immer, wenn er keine Eile hatte, ging er vom Präsidium nicht zur näher gelegenen U-Bahn-Haltestelle Kalk Post, sondern zur weiter entfernten Deutz-Kalker Bad. Dazu musste er hinter der Eisenbahnunterführung in die Deutz-Kalker Straße abbiegen – was eine Gelegenheit bot, sich umzuschauen.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Der Kerl verwandte keinerlei Mühe darauf, sich zu verstecken. Er hielt Löhr fest im Blick, als er im Abstand von höchstens dreißig Metern von der gegenüberliegenden Seite der Kalker Hauptstraße auf Löhrs Seite wechselte, um ihm an der Abbiegung folgen zu können. Es war ein ähnlicher Typ wie der Kerl, der am Tag zuvor als Erster hinter der Frau ins Zero gekommen war und der Löhr mit dem Stuhl ausgeknockt hatte. Er hatte ein ähnlich bleiches, teigiges Gesicht und trug eine ähnliche Windjacke. Als Löhr in den Schacht der U-Bahn-Haltestelle hinabstieg, blickte er sich noch einmal um. Der Kerl blieb am oberen Rand der Treppe stehen, guckte Löhr mit kaltem Blick nach, aber machte keine weiteren Anstalten, ihm zu folgen.

Nachdem er ein paar Einkäufe im Kühlschrank verstaut hatte, schloss Löhr die oberste Schublade des Schuhschranks im Flur auf und nahm seine in ein Filztuch gewickelte Heckler & Koch P30 heraus. Nach dem letzten Schießtraining hatte er vergessen, sie zu reinigen. Das war etliche Monate her, und er hoffte, dass nicht das eingetreten war, wovor ihn Rössler, der Schießtrainer in dem privaten Schießstand, in den er ab und zu ging, gewarnt hatte: dass sich im Schloss Schmauchrückstände festgefressen hatten, was die Möglichkeit von Ladehemmungen erhöhte.

Löhr ging in die Küche, setzte sich an den Küchentisch, breitete das Filztuch darauf aus und nahm die Pistole auseinander – auch etwas, was ihm Rössler neu hatte beibringen müssen. Was er darüber in seiner Ausbildung gelernt hatte, hatte er längst vergessen, denn während des größten Teils seiner Polizeikarriere war er ohne Waffe ausgekommen. Jetzt, wo er offenbar kurz vor dem Ende dieser Karriere stand, sah es so aus, als wenn er ohne Kanone keine echte Überlebenschance mehr haben würde.

Er ließ eine Patrone aus dem Magazin schnippen und betrachtete das Projektil. Seine Oberfläche schimmerte unschuldig wie eine Christbaumkugel. Was es anrichten konnte, hatte er noch deutlich vor Augen. Der Kerl im Ledermantel war der zweite Mensch, den er getötet hatte. Der erste war ein Albaner gewesen, der ihn sehr an einen Jugendfreund erinnerte hatte. Auch auf ihn hatte er in einer eindeutigen Notwehrsituation schießen müssen. Beide Male hatte er nicht die Absicht gehabt, den anderen zu töten. Es ging nur darum, sie kampfunfähig zu machen und daran zu hindern, dass sie *ihn* umbrachten. Deshalb hielt sich seine Erschütterung über die Tat einigermaßen in Grenzen. Er verspürte kein schlechtes Gewissen oder dergleichen, allerdings so etwas wie Trauer oder Mitleid.

Er erinnerte sich daran, dass Hubert Lantos, der ein großer Verehrer des Philosophen Arthur Schopenhauer war, ihm einmal erklärt hatte, dass Schopenhauer den Begriff Mitleid anders verstand und verwandte, als man das heute tat. »Wenn wir heute von Mitleid sprechen«, hatte Lantos gesagt, »klingt da etwas

Herablassendes mit, das Bewusstsein einer Überlegenheit.« Das sei bei Schopenhauer ganz und gar nicht der Fall. Sein Mitleid sei eher ein Mitempfinden, eine Teilhabe an fremdem Leid, die uns auch unser eigenes Leid spüren lasse. Bis er auf ihn zu schießen begann, hatte Löhr den Albaner sogar gemocht, eben weil er ihn an seinen Jugendfreund erinnerte. Und sogar der Typ im Ledermantel hatte etwas Sympathisches gehabt, er war ganz ruhig geblieben, die ganze Zeit, gelassen, ja, gelassen, selbst als er starb.

Die leichte Verschmutzung im Verschluss der Pistole ließ sich mit einem Lappen und etwas Waffenöl entfernen. Löhr baute die Waffe wieder zusammen. Er würde sie erst dann zurückgeben, wenn er seine Suspendierung schriftlich hatte. Bis dahin musste er sich um einen Ersatz dafür kümmern. Vielleicht hatte Rössler etwas für ihn. Er setzte die Patrone wieder ins Magazin und schob es in den Griff der P30, als sein Handy klingelte.

»Hier ist Sofia.«

»Sofia? Sofia wer?«

»Die Frau, der Sie gestern im Café das Leben gerettet haben.«

Ihr Timbre verschlug ihm die Sprache. Durch sein Hirn schoss der Geruch, den sie ausgeströmt hatte, als sie gestern auf ihm lag. Er bekam ein gekrächztes »Ja, ich erinnere mich« heraus.

»Ich wollte mich dafür bedanken.«

»Woher haben Sie meine Handynummer?«

»Das sage ich Ihnen später.«

»Später?«

»Ich möchte mich gerne persönlich bei Ihnen bedanken – wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Die Polizei sucht nach Ihnen.«

»Nicht nur die.«

Sie sprach nicht weiter. Stattdessen meinte Löhr, ein leises Lachen zu hören.

Er ging, das Handy am Ohr, zum Küchenfenster, von wo aus man auf die Mozartstraße hinuntersehen konnte. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte sich demonstrativ der Kerl aufgebaut, der ihn schon in Kalk bis zur U-Bahn beschattet hatte.

»Gestern hatten Sie Glück«, sagte er ins Handy. »Das wird nicht jedes Mal so sein.«

»Ich werde mich vorsehen.«

»Sie wollen mich treffen, nur um sich zu bedanken?«

»Wenn es Ihnen unangenehm ist ...«

»Nein, nein ...« Löhr stotterte. Die Erinnerung an das Gemisch aus Parfüm und Schweiß wurde plötzlich sehr intensiv. »Schlagen Sie etwas vor.«

»Ich brauche noch ein bisschen Zeit. Vielleicht später am Abend?«

»Warum nicht?«

»Ich ruf Sie an.« Dann beendete sie mit einem Lachen das Gespräch. Löhr schaute nach ihrer Nummer auf dem Display seines Handys. Sie war unterdrückt.

Er ging unter die Dusche, nahm anschließend den Kopfverband ab, der beim Duschen nass geworden war, und betrachtete mit Hilfe seines Rasierspiegels die von einer Reihe von Klammern zusammengehaltene Wunde. Die Wundränder waren noch gereizt, aber trocken und frei von Eiter. Er entschloss sich, auf einen neuen Verband oder ein Pflaster zu verzichten. Bevor er die Wohnung verließ, schnallte er sich das Gürtelhalfter um und steckte die P30 hinein.

5

Der Typ auf der gegenüberliegenden Straßenseite starrte Löhr feindselig an, als er aus der Haustür trat. Löhr ging auf ihn zu, suchte seinen Blick. Der andere erwiderte ihn und blieb, wo er war.

»Was wollen Sie?«, fragte Löhr.

»Meinen Sie, Sie könnten Leute abknallen und dann einfach rumlaufen, als wäre nichts passiert?« Er hatte einen sehr viel schwächeren Akzent als der Typ im Ledermantel und sprach ein grammatisch korrektes Deutsch.

»Um so was kümmert sich bei uns die Polizei.«

»Ach ja? Auch wenn man wie Sie selbst dazugehört?«

»Was geht Sie das an? Lassen Sie mich in Ruhe!«

Der andere schwieg, starrte Löhr weiter an und schüttelte fast unmerklich den Kopf, so als wolle er sagen, dass Löhr keine Chance habe, in Ruhe gelassen zu werden. Löhr sah an ihm hinunter. Er hatte den Reißverschluss seiner Windjacke hochgezogen. An der Ausbeulung in Gürtelhöhe konnte Löhr erkennen, dass er eine Waffe trug.

»Also schön«, er schlug jetzt einen konzilianteren Ton an, »wie geht es weiter? Was habt ihr vor?«

Der Mann sah Löhr mit einem Blick an, der sagen sollte, dass er ihn jetzt schon für eine Leiche hielt. Aber schließlich rang er sich doch zu einer Antwort durch: »Das werden Sie sehen.«

»Gut«, sagte Löhr. »Ich kann warten. Aber denkt an euren Schrotflintenmann.«

Er schob sein Jackett ein wenig zur Seite, sodass der andere seine P30 sehen konnte. Dessen Miene blieb unbeeindruckt. Er deutete ein Schulterzucken an. Doch in seinen Augen glaubte Löhr Hass zu entdecken. Das beunruhigte ihn. Was für einen Grund konnte der Typ haben, ihn zu hassen?

Das Café Zero lag zweihundert Meter Luftlinie von Löhrs Wohnung entfernt auf der Engelbertstraße. Es gehörte einem glatzköpfigen Italiener namens Hugo Ginoni. Hugo war in Löhrs Alter, also gegen Ende vierzig, und ein überzeugter Anarchist. Aus dem Grund durfte im Zero geraucht werden. Dass das illegal war, war Hugo nicht nur vollkommen gleichgültig, es freute ihn sogar, wenigstens etwas zu haben, mit dem er gegen das Gesetz verstoßen konnte, wo er sich schon an die kleinlichen deutschen Straßenverkehrsregeln halten musste. Merkwürdigerweise hatte es deswegen nie Schwierigkeiten gegeben. Hugo stammte aus Modena, wo er bis vor zehn Jahren Maseratis zusammengeschaubt hatte. Deswegen hing sein Herz am Motorsport; er fuhr eine gewaltige Moto Guzzi, und jedes Formel-1-Rennen wurde im Zero von seinem Stammpublikum auf einem drei Quadratmeter großen Bildschirm verfolgt.

Dieses Publikum bestand hauptsächlich aus Italienern. Das war für Löhr der Hauptgrund gewesen, das Zero zu seinem Stammlokal zu machen, nachdem die Germaniaschänke auf der Aachener Straße pleitegegangen war. Deren Stammgäste waren zum großen Teil auf die andere Straßenseite gewechselt, ins »Pittermännchen«. Löhr hatte diesen Wechsel nicht mitmachen wollen und die Gelegenheit ergriffen, seine Gewohnheiten zu ändern. Er trank seitdem kein Kölsch mehr, überhaupt nur noch selten Alkohol, hatte sich sogar den Abendschluck Tullamore Dew abgewöhnt. Hauptsächlich aber war er ins Zero umgezogen, weil sich hierhin niemals jemand von der alten Besatzung der Germaniaschänke verirrt. Irgendwann, hatte Löhr beschlossen, war es genug mit den ewigen Pferdewettern, Backgammon-Zockern und Klammerjass-Spielern, mit Onkel Heinz, Conny und vor allem mit Bluna, seiner Dauer-Ex-Geliebten, an der er, unabhängig von ihren und seinen Affären, bei spätabendlichen Besuchen in der Germaniaschänke immer wieder mal hängen geblieben war. Das war jetzt vorbei; Bluna hatte er seit über einem Jahr nicht mehr gesehen.

Die Tische auf dem Bürgersteig vorm Zero waren spärlich besetzt. Es war kurz nach sieben am Abend, eine Zeit, zu der die meisten Italiener zu Hause ihre *cena*, ihr Abendessen, einzunehmen pflegten. Gegen zehn würden sich die Tische wieder füllen. Wer aber an seinem Stammtisch saß, war Hubert Lantos, außer Löhr einer der wenigen deutschen Stammgäste. Er studierte seine übliche *Financial Times*. Wegen ihm war Löhr hierhergekommen.

»Darf ich?« Löhr schob sich den zweiten Stuhl an Lantos' Tisch zurecht und setzte sich, ohne die Antwort abzuwarten.

Lantos blickte auf, erkannte Löhr und grinste freundlich. »Seit wann fragst du?«

Es war etwas mehr als ein Jahr her, da hatte umgekehrt Löhr zu Hubert Lantos aufgeblickt. Er hatte ihm dabei allerdings etwas sehr viel weniger Freundliches gesagt. Löhr lag da nämlich mit dem Gesicht auf dem Bürgersteig vor der Germaniaschänke, Lantos, ein Neunzig-Kilo-Mann, hielt ihn mit beiden Händen

und seinem Gewicht auf den Boden gepresst, sodass Löhr sich nicht mehr bewegen konnte. So hatten sie sich kennengelernt. Eigentlich nicht der beste Start für eine Freundschaft.

Es war eine laue Nacht Ende April gewesen, und Löhr hatte eindeutig zu viel getrunken. Wieder einmal zu viel getrunken. Im Grunde gab es zu dieser Zeit keinen Abend, an dem er nicht, und auch keinen, an dem er nicht zu viel trank. Damit begonnen hatte er aus Langeweile, seit er von der Mordkommission ins Einbruchsdezernat versetzt worden war, wo es so gut wie nichts zu tun gab. Jedenfalls nichts Sinnvolles. Zur Langeweile hinzu kam dann eine langsam, aber stetig wachsende Verzweiflung. In die geriet Löhr allerdings weniger durch die Sinnlosigkeit seines Dienstes, sondern durch Einsichten, die er bei seinem letzten Fall gewonnen hatte. Einem Fall, an den er nicht dienstlich gekommen war, sondern in den er mehr oder weniger privat verwickelt worden war und den er dann durch Einmischung und Amtsanmaßung zu seinem eigenen gemacht hatte. Ein alter Mann aus der Nachbarschaft war aus dem Fenster gestürzt worden, ganz offensichtlich ein von einem stadtbekanntem Immobilienhai in Auftrag gegebener Mord. Obwohl das so offensichtlich war, gelang es Löhr nicht, irgendetwas Gerichtsverwertbares gegen diesen Mann, Gottfried Klenk, in die Hand zu bekommen. Denn Klenk gehörte zu jenem kleinen Kreis von Geschäftemachern, die seit Jahren dank umfassender politischer Korruption die Stadt und ihre Bürger nach ihrem Belieben ausquetschten. Sie bildeten eine mit den Mitteln des Gesetzes nicht einzunehmende mafiöse Festung.

An jenem Abend hatte Löhr auf seinem Platz an der Theke der Germaniaschänke gesessen, getrunken und in der Zeitung einen Bericht über den Mord an einem Mitglied dieser Mafia gelesen, dem Bauunternehmer Heinz Pietsch. Der Fall war bereits ein halbes Jahr alt und immer noch nicht aufgeklärt. Löhr wusste, dass er niemals aufgeklärt werden würde. Und dieses Wissen war für ihn nicht immer leicht zu ertragen.

Der Zeitungsbericht hatte ihn aufgewühlt und zusammen mit dem reichlichen Alkohol in eine labile, gereizte Stimmung versetzt, bei der es bloß noch eines Funken bedurfte, um in

Aggression umzuschlagen. Der Funke ließ nicht auf sich warten. Entfacht wurde er durch einen Streit zwischen Löhrs Onkel Heinz, einem notorischen Pferdewetter und Stammgast in der Germaniaschänke, und Mirko, einem anderen Stammgast. Sie konnten sich nicht einig werden über die Aufteilung einer gemeinsam abgeschlossenen Pferdewette. Als der Streit lauter und schließlich handgreiflich wurde, bot er das passende Ventil für Löhrs Aggressionen. Er ging mit Fäusten auf Mirko los, bezog Prügel, ließ aber nicht locker. Mitakos, der Wirt, der in seiner Jugend Ringer gewesen war, beförderte die Kombattanten auf die Straße, wo Löhr durch einen Stolperer Mirkos plötzlich die Oberhand gewann und wie ein Berserker auf ihn eindrosch – und besinnungslos weiter eingeschlagen hätte, wäre nicht der zufällig vorbeikommende Hubert Lantos dazwischengegangen. Was sich letzten Endes dann doch als guter Start für eine Freundschaft erwies.